

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

295 (19.12.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Dichter

Von Franz Karl Endres

Der Dichter lag in seinem ärmlichen Bett in einer kalten Dachkammer. Er dachte über sein Schicksal nach. So viele seiner Jugendjahre waren offenkundige Talentslosigkeit gewesen und standen nun in Amt und Ehren, hatten die Gelbbeutel und schöne Häuser und nur er allein lag im Bett in einer kalten Dachkammer und nur er allein lag im Bett in einer kalten Dachkammer und nur er allein lag im Bett in einer kalten Dachkammer.

„Ich bin offenbar ein Luxusgenuss, und für solche Gegenstände hat diese Zeit kein Geld und kein Interesse...“

Die alte Näherin hatte ihm neben das Brot auf ein Tischchen eine Kerze gestellt. Er hörte die Frau in ihrer Stube umhergehen, er merkte die Dielen ein wenig und dann war es still.

Der Dichter hörte in die Nacht und er nahm Weisheit und Wahrheit und schließlich kamen Gestalten auf ihn zu und er schiederte sie und die Gestalten sprachen miteinander und er notierte ihre Redeweise.

Während in seinem Schreiben müde er eingeschlafen sein. Als am nächsten Morgen erwachte, war die Kerze niedergebrennt und eine Masse von Papierblättern lag auf seiner Decke und auf dem Boden. Neben dem Bett hatte die Näherin eine Kerze und eine Nachtlichter des Dichters.

„So ging es eine ganze Woche fort, bis in einer Nacht die Näherin laute Worte aus des Dichters Kammer hörte. Sie hatte mit alten Mutterbänden schon die Tage vorher gespürt, daß der Mensch in hohem Fieber lag und angängige sich um ihn, dessen sie nicht verstand, dessen Elend sie aber mit heiligem Mitleid beobachtete.“

Als die Näherin in die Kammer des Dichters eintrat richtete sie sich mit hellem Blick in seinem Bett auf. Er faltete die Hände und seine Lippen formten Worte: „Traumische Königin“, aber er, sie mußte, daß zu noch einmal zu mir kommt, noch einmal.“

Der Dichter wollte die Näherin küssen. Die alte Frau wehrte sich, er schrie, aber als sie seine Augen sah, da er sie den Tod in ihnen und nahm das Haupt des Sterbenden in ihre Arme.

„Doch noch bei dir, bei dir,“ hauchten die Lippen des Dichters. „Ich sehe deine Augen leuchten erdremde Lichter. Sein verbunnenes Gesicht freute sich. Seine schmalen weißen Hände griffen ein paar mal umher. Noch ein letzter, leiser Seufzer und ein Wächeln...“

Die alte Näherin kaufte ihm einen Kranz für sein Grab. Sie legte die bedruckenen Blätter. Sie verjagte sie zu lesen, aber sie verstand ihren Inhalt nicht.

„Doch wurde sie krank und starb auch. Ihr Nachlaß, ein paar alte Briefe und etwas Wäsche, wurden versteigert. So kam die letzte Ausgabe des Tales in die Hände eines Bändlers, der sie einer kleinen Buchhandlung verkaufte. Der Chef der Firma erwarb das Manuskript, um den Bändler loszuwerden, als weil er sich von der Sache etwas verdienen wollte. Er gab es dem Vektor des Verlages, der an anderen Tagen auch aufgeregt berichtete, es sei das Schicksal, das er seit langen Jahren erleben habe.“

„Sie meinen, man kann es drucken?“ fragte der Verlagschef.

„Es wird ein großes Geschäft, Herr Kommerzienrat“, versicherte der Vektor, es ist ganz dem heutigen Geschmack entsprechend, etwas phantastisch, von blendender Diktion, man könnte es „Den letzten Traum“ nennen. Eine schöne Luxusausgabe vielleicht...“

Der Verlag gab das Werk heraus und hatte einen beispiellosen Erfolg. Einsteilen war die Herkunft des Manuskripts und damit der Name der Dichters dem Verlage auch bekannt geworden.

„Nun wird die Sache doppelt interessant“, sagte der Verlagschef und ließ von einem berühmten Literaturhistoriker eine biographische Einleitung zur schönen Auflage schreiben.

Der tote Dichter bekam ein Denkmal, ein Verein mit seinem Namen wurde gegründet, man durchforstete den ganzen Nachlaß der Näherin, aber man fand kein weiteres Manuskript. Man hätte alle seine Werke gerne gedruckt, die man einst zurückgewiesen hatte. Das Denkmal des Dichters stand in einem Park der Stadt. Ein Philosoph ging an ihm vorbei. „Man hätte den Dichter im

Nachthemd darstellen sollen. Denn er hatte gar keine Hufe mehr“, sagte der Philosoph zu seinem Begleiter.

„Sie glauben, daß er ein Nachthemd hatte?“ meinte er lächelnd.

„Nun, jedenfalls hat er jetzt ein Denkmal“, antwortete der Philosoph und das Volk hat den Beweis, wie es für seine Kunst und seine Dichter lorat. Dieses Bewußtsein muß erhalten bleiben. Es muß Tradition werden. Man wird die Geschichte von der Soie vergessen, aber das Denkmal werden die Schulkinder in hundert Jahren noch erklärt bekommen. Ei... sehen Sie, da ist eine Unterschrift im Sockel. Man sieht sie kaum. Wie heißt das doch?“

„Dem großen Dichter seine dankbare Stadt!“

„Wirklich sehr schön“, schloß der Philosoph „und so aufrichtig.“

Frau Wewerkas Weihnachtswunsch

Obwohl es der Hausbesitzerin der alten Zinsfaser in der Maroltingerstraße gewiss nicht bekannt war, ob es ein einziges Leben gibt und wie es in diesem besteht, war ihrer stets wiederholten Behauptung, daß es in dem ihrer Aufsicht anvertrauten Hause „wie im ewigen Leben“ ausgebe, doch einige Berechtigung nicht abzupredigen. Da gab es zum Beispiel den Laufsprecher des Herrn Postbotenoffizials Enoch von Parterre, zugleich Stolz und Zankapfel des Hauses, dessen Darbietungen nicht einmal die Kinderfähr von Tür Nummer 7, zu der in jedem Jahr ein neues stimmträchtiges Mitglied hieß, geschweige denn der an jedem Freitag nach der Lohnauszahlung mit etwas erneuter Leidenschaft aus der Wohnung des Hilfsarbeiters Marinier erschallende ebullente Zwißt zu überhören vermochte. Aber so einsamartig, wie es sich die Frau Hausbesitzerin einbilden mochte, war das „ewige Leben“ in dem hausfälligen dreistöckigen Hause in der Maroltingerstraße denn doch nicht: seine Geräusche waren dieselben wie in vielen anderen Wiener Zinsfaserne und wahrscheinlich in vielen hunderttausenden Proletarierhäusern der Großstadt der ganzen Welt!

Der graubhaarige, immer wie unter einer unsichtbaren Last gebückte Geschäftsdienst Johann Wewerka vom dritten Stock war sicherlich der ruhigste Mieter des Hauses. Weder er noch seine beide ledigjährige Frau noch sein Kanarienvogel sangen irgend etwas in dem „ewigen Leben“ bei und man hätte von ihrer friedvollen Existenz im Hause wenig gewußt, wäre Wewerka nicht doch gezwungen gewesen, einen charakteristischen Beitrag zur Symphonie der Geräusche beizufügen — seinen nimmermüden, bald fursamig-schüchternen, bald langgezogen-schneidenden Husten.

„Alte“, dachten sich die Nachbarn, wenn sie das seit Jahren gewohnte Geräusch durch die dünnen Wände hörten: „Jetzt ist es aus mit dem wüsten Wetter, wenn der Wewerka zu husten anfängt“, oder: „Der wird noch neuzugs Jahr alt mit sein ewigen Husten!“

Und wirklich schien sich der alte Geschäftsdienst durch seinen Husten nicht im geringsten betrunken zu lassen. Tagtäglich um halb sieben Uhr morgens verließ er das Haus, um dreiviertel sieben Uhr waren die Hüllbalken der Firma Rühbaumer u. Co. aufgezogen, um halb acht war das Geschäft stillgelegt, und zu jeder Tagesstunde konnte man den Wewerka mit einer schwarzen Tasche auf Antafswegen, oder, ein grünumwickeltes Paket auf dem alterstrümmen Rücken, liefern gehen sehen.

„Ja, wenn er nur die Schächeln und Pakete der Firma Rühbaumer u. Co. hätte tragen müssen. Aber ein noch viel schwereres Bündel, ein Sorgenbündel war ihm trotz seiner einundsechzig Jahre angehängt. Seine Tochter und sein Schwiegermutter waren seit Jahren arbeitslos und ausaculiert. Man konnte sie doch nicht verdrängen. Hebehaupt wenn man der Grobwater eines entzündeten, fünfjährigen Bubens mit strahlend-roten schwarzen Augen, einem rührend-bittenden Stimmchen und unerfülllichen Appetit ist. So kommt es, daß man mit einundsechzig Jahren vertrieben ist — und wenn man die Geschäftspolizei der Firma Rühbaumer u. Co. rednet — verflüchtete Luft auf seinem Rücken tragen muß. Kann man da viel auf seinen Rücken setzen?“

Man staunt einen langen, armen Arbeitstag lang durch Rot und Schnee und stinkt dann todmüde in das alte wärmeliche Bett, in das dann, wenn das Geschick gewollt ist, die Gattin nachfolgt. Ja, Herr und Frau Wewerka hatten nur ein Bett. Tante Kofka hatte es ihnen einstens zur Hochzeit geschenkt und der längst brennholzte Kasten hatte dennoch, oftmals auseinanderbrechend und wieder zusammengeleimt, bis heute seine, Dienst getan. Als ihre Tochter, die Mizi, vor sieben Jahren heiratete, da hatten sie ihr

aus den Erbsparnissen vieler Jahre zwei funkelneue, goldglänzende Messingbetten gekauft. Das eine davon war längst ins Verjagamt gewandert, das andere hatte längst seinen Glanz verloren. Aber die beiden Betten waren eine unaussprechliche Erinnerung im armen Leben der Frau Wewerka.

Darum mußte der alte Geschäftsdienst Johann Wewerka denn doch denken, als bei der Firma Rühbaumer u. Co. die Weihnachtsauslagen arrangiert wurden. Jedes Jahr, wenn Weihnachten nahen, überabgab er seine aus spärlichen Trinkgeldern zusammengekauften Erbsparnisse. Heuer reichte es! Der große Wunsch seiner Frau sollte Wirklichkeit werden. Einmal war es ein Landaufenthalt seines Enkels, einmal — nach zehn Jahren wieder — ein Winterurlaub, einmal langandauernde Krankheit seiner Tochter gewesen, vor denen das Bett zurückzuziehen mußte. Aber heuer gab es keine Rücksicht: man mußte die sechs überstiegen hat, darf man doch noch beanspruchen, in einem eigenen Kette zu schlafen!

In einer Einzimmerwohnung im dritten Stockwerk einer Mietkammer in der Maroltingerstraße können Ehegatten nacheinander keine Geheimnisse haben. Drei Sonntage empfangen feierlichen Glanz durch Spaziergänge, die das Ehepaar Wewerka vor eine Auslage führten, in welcher das Messingbett der Träume der Frau Wewerka — „Himmelbett“ nannte es sich in selbstbewusstem Glanze — prangte. Und zehn Tage vor Weihnachten vollzog das Messingbett seine Wanderung aus der hellerleuchteten Auslage in den dritten Stock der Mietkammer in der Maroltingerstraße. Aber Frau Wewerka hatte es als Sündhaftigkeit empfunden, wenn sie vor dem Weihnachtsabend den Traum zum Alltag gewandelt, wenn sie vor dem Weihnachtsabend das „Himmelbett“ in Benutzung genommen hätte.

Aber soll man Pläne schmieden? Zwei Tage später legte sich der Geschäftsdienst Johann Wewerka noch zeitiger als sonst zu Bett. Er hustete nur schwach, aber seine Frau stellte fest, daß er fieberte. Ein sehr leiblicher Gast, der Arzt, stattete am nächsten Tage seinen Besuch bei den Eheleuten Wewerka ab und schon am Nachmittag kam er wieder. In den wirren Fieberphantasien des Patienten schrie immer wieder das Wort „Weihnachtsgeschäft“ wieder. Darf er die Firma Rühbaumer u. Co. acht Tage vor Weihnachten in solche Verlegenheit bringen? Jetzt, wo niemand Zeit hat, den Praktikanten anzulernen?

Aber eine doppelseitige Lungenentzündung ist stärker als alle Feden und Sorgen, sie ist sogar so stark, daß Frau Wewerka sich veranlaßt sah, das Messingbett aufzubeden, damit es den müden Gliedern des Mannes eine Ruhestatt gewähre. Aber darauf schied der Geschäftsdienst nur gewartet zu haben. Denn als Frau Wewerka von einem Sprung zum Fleischbauer in die Wohnung zurückkehrte, fand sie ihren Mann stolz lächelnd, in die Polster des Himmelbettes verkurven, liegen. Es war gar kein Lächeln des Stolzes; denn der eilig herbeigeholte Arzt stellte fest, daß Johann Wewerka gestorben war.

Die Nachbarn begannen ein langgewohntes Geräusch zu vermissen. Johann Wewerka trug nicht mehr zu dem „ewigen Leben“ des Hauses bei. Sein Husten war verstummt. Gläubige Hausbewohner meinten, daß er nun in ein anderes ewiges Leben eingewandert sei. So lagte es wenigstens der Pfarre.

Frau Wewerka überbrachte die Weihnachtsnacht nicht im Himmelbett. Sie hatte bereits Erdbeurteilungen eingeschoben, wie man es am besten verkaufen könne. Denn sie wollte die Wohnung in der Maroltingerstraße aufgeben und zu ihrer Tochter ziehen. Irrendwie würde man seine alten Tage schon weiterfristen...“

„Es erfüllte sich der größte Wunsch im armen Leben der Frau Wewerka.“

Anton Eisenhut

Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg
Von Eugen Singer, Karlsruhe

Der matte Schein am östlichen Himmel ließ den herannahenden Tag erkennen. Die Dämmerung wich allmählich dem Tageslicht. Das von Osten her den grauen Himmel in tiefstem Rot erstrahlen ließ. Ein kühler Wind strich über die Felder. In den flachen Talniederungen verschwanden langsam die weißgrauen Nebelschleier. Dann und wann drang das Wellen eines Hundes von dem Städtchen her über.

Ein Knacken und Brechen von Zweigen ließ die Bauern aufhorchen. Stimmen wurden laut und zwischen den Bäumen erschienen Feind und dessen Begleiter Ludwig Baumgärtner, Gebhard Busch und Hans Rink, welche auf Rundschau ausgezogen waren. Feil lief voran, indem er mit beiden Armen das Gebüsch auseinanderhielt, da mit seine Freunde ihm rascher folgen konnten.

„Sie kommen“, rief Feil. „Auf dem Wege von Ubstadt her marschieren der Vogt mit seinen Reitern und Reifigen heran. Sie werden bald hier sein. Es sind gut zwanzig Reiter und über zweihundert Fußknechte; alle in Eisen gepanzert und schwer bewaffnet.“

„So ist die Stunde gekommen“, sprach Eisenhut, „unsern Brüdern zu zeigen, was wir mit dem Beistand Gottes vermögen. Erhebt euch, Freunde, und folgt euren Führern, der Herr segne unsere erste Waffentat. Wir besetzen zunächst den Ausgang des Hohlwegs, da dieser von dem anrückenden Burgvogt nicht gesehen werden kann.“

Haffner nahm die ihm zugewiesene Anzahl Bauern und sprang mit ihnen querselbst an die bezeichnete Stelle. Duschreiter begab sich mit seiner Schar in den Unterwischweg zu gelegenen Waldteil und verbarg sich dort. Er hatte die schwierigste Aufgabe des Planes zuzuführen, um die größte Bewegungskraft zu verschaffen.

„Ich stehe für alles“, rief Eisenhut ihm nach. Er selbst hatte hundert Bauern für seine Zwecke zurückgehalten. Seine Schar bestand aus den langen Partisanen und Hellebardern, womit sie den zum gegenüberliegenden Rande des Hohlwegs reichen konnten und zwar in dem Abstand, wie sie aus dem Walde hervortreten sollte.

Die Sonne stand strahlend über den blauen Bergen im Osten. Die Nebel waren nun ganz aus den Tälern gewichen. Da und dort

schimmerte das reine Weiß einzelstehender, blühender Bäume. Seitwärts vom Tal des Kraichbaches, auf einer Anhöhe lag das Dorf Oberwiesheim, fast versteckt unter blühenden Bäumen und Büschen. Ein Bild des Friedens und der Schönheit, wenn nicht allzuweit davon sich drohend ein Vulkan emporgereicht hätte. Doch auch er stand vom Stachle der Morgenröte umflossen.

Ein Bauer namens Michael Lepp von Münzesheim hatte soeben mit wüsten und höhnischem Lächeln die in seiner Nähe lebenden Bauern auf dieses Wäldchen des Rechts und der Gerechtigkeit aufmerksam gemacht, als Hans Ringer von Oberacker nach einer kleinen Anhöhe zeigte, über die ein Weg nach Ubstadt führte. Es waren dort drei Reiter erschienen. In ihren Rüstungen spiegelte sich die Sonne. Scharf hoben sie sich in der klaren Luft hervor. Dann schob es sich gleichend und glänzend den Berg heraus. Es war eine fastliche Anzahl Reiter und hinterher eine Menge Fußknecht.

Eisenhut stand unbeweglich im Gebüsch des Waldrandes. Die Bauern horchten auf. Langsam und sorglos zog ihr Feind ins Tal hinab. Der Wind trug den Gesang der Fußknechte herüber.

Mit Gott, so will ich singen von neuem heben an, von wunderbaren Dingen, Maria rief ich an. Dazu die Heiligen gut, daß wir mögen zwingen der Bauern Uebermut. Daß sie sind ausgezogen im ganzen deutschen Land den Namen Gottes betrogen zu einem falschen Stand. Darob dann Gott gelöst ist, daß sie im Föhnlein führen den Namen Jesu Christi.

Es war ein altes Landknechtstied um Spott auf die Bauern. Die letzten Worte verhallen im Winde. Die Reiter und die Knechte waren in den Hohlweg eingezogen. Dampf hallte daraus das verworrene Geräusch der Stimmen, Schritte der Knechte und Fußtritte der Pferde. Dazwischen Zusammenstößen der Waffen. Eisenhut gab das verabredete Zeichen. Lautlos eilten die Bauern über das Feld und ließen sich einige Schritte vor dem Rand des Weges stille zur Erde nieder. Eisenhut war stehen geblieben. Ein Blick auf- und abwärts hatte ihm überzeugt, daß die Abteilungen auf ihren Posten waren. Auch am gegenüberliegenden Rande lag eine Anzahl Bauern der Abteilung Haffners. Die Zeit des Wartens hatte Haffner benützt, Hecken und Gesträuche an den Rändern abzubauen und in den Hohlwegausgang werfen zu lassen. Das Gestrüpp sollte die in Eisen gepanzerten Reiter abhalten vorzudringen, was auch gelang. Die Reiter hatten kaum die Hindernisse

erreicht, als sie die Bauern bemerkten, welche in ein wildes Rufen und Schreien ausbrachen. Einige Pferde schrien. Der Burgvogt Ulrich von Flehingen wollte über die Feden hinwegsehen. Das Pferd blieb aber darin hängen, überschlug sich und der Vogt fiel rücklings mitten unter seiner Reiter. Die Fußknechte drängten vor und es entstand in dem engen Hohlweg ein wirres Durcheinander von Menschen und Tieren.

Da trat Eisenhut an den Rand des Weges und rief laut: „Wer ist euer Anführer? Hier stehen die Bauern und verweigern euch den Weitermarsch.“ Längs des Weges hatten sich die Bauern geschlossen aufgestellt und Duschreiter hielt den Eingang besetzt.

Der Vogt übertraf von dem unermuteten Erscheinen des Gegners taug und gab zur Antwort: „Wir haben nichts gegen euch. Unser Weg führt nach Bretten, dort lagernde Kaufmannsgüter ins Schwäbische zu geleiten. Wer seid ihr, der mit mir redet?“

Eisenhut nannte seinen Namen und erwiderte: „Laßt nur die Güter, wo sie sind! Die Brettenener können die Waren so gut gebrauchen wie die Schwaben und die Bauern wollen auch ihren Teil haben. Ihr aber kehrt eilends nach Heidelberg zurück und sagt dem Kurfürsten, daß Eisenhut mit seinen Freunden euch wieder heimgeschickt hat. Schaut und gesteht, daß jeder Widerstand nur unnützes Blutvergießen bedeutet. Legt die Waffen nieder und ihr sollt unbehelligt von dannen ziehen. Doch die Pferde müßt ihr hier lassen.“

Unter den Reitern und Fußknechten entstand lebhafter Widerspruch. „Redet nicht lange“, rief Eisenhut dazwischen. „Es gibt kein Verhandeln. Entweder ihr tut, wie ich euch heiße oder wir werfen euch nieder.“

Haffner hatte das Gestrüpp angezündet. Der schwelende Rauch trieb in den Weg hinein. Fluchend zogen sich die Fußknechte zurück, dem Eingang zu, wo sie Duschreiter wieder zurücktrieb. Ein unbändiges Gelächter brach unter den Bauern aus. Im Ausgang des Weges loderte jetzt helllichtes Feuer.

Da sah der Burgvogt seine Unvorsichtigkeit ein. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf Eisenhuts Bedingungen einzugehen. „Hört, Burgvogt!“, rief Eisenhut, „Ihr allein sollt Pferd und Waffen behalten. Ich will nichts von euch. Zieht nun ab.“

Die Reiter und Fußknechte warfen, wie sie standen, ihre Waffen zu Boden und traten den Rückweg an. Haffner hielt mit einigen hundert Bauern den Ausgang des Hohlwegs besetzt, während die anderen die abziehenden Reifigen bis zu Duschreiter hin begleiteten.

Ulrich von Flehingen zog beschämt von dannen. Eisenhut rief ihm nach: „Ich tat meine Pflicht, wie Ihr, Burgvogt. Ich danke euch, daß Ihr es nicht auf das Allerbeste ankommen ließt.“

(Fortsetzung folgt.)